Captain Blakeley's Ansichten von der Gerechtigkeitspflege.

Das Folgende ist, vor circa zwanzig Jahren passirt, ein Stück Geschichte, mit dem alle alten Californier wohlbekannt sind, und welches werth ist, von anderen Leuten auf Erden, welche einfache, gradaushandelnde, nicht mit Unsinn umhangene und gehinderte Gerechtigkeit lieben, ebenfalls gekannt zu werden.

Captain Ned Blakeley — dieser Name wird's so gut thun, wie irgend ein anderer erfundener; denn der Capitain war nach den letzten Nachrichten noch unter den Lebenden und hat vielleicht keine Lust, berühmt zu werden — fuhr seit vielen Jahren mit Segelschiffen nach dem Hafen von San Francisco. Er war ein urkräftiger, warmherziger, adleräugiger Veteran, der fast fünfzig Jahre lang Seemann gewesen — ein Seemann von Kindesbeinen an. Er war ferner ein rauhes, ehrenfestes Geschöpf, voll Mark und Muth und schier ebenso voll hartköpfiger Einfalt des Herzens. Er haßte die Kleinlichkeiten hergebrachter Einrichtungen; „zur Sache" war sein Leibwort. Er huldigte in jeder Weise der geringschätzigen Auffäßigkeit der Seeleute gegenüber den Winkelzügen und Silbenstechereien der Jurisprudenz und lebte steif und fest des Glaubens, daß Gesetze und Advokaten von Anfang bis zu Ende keinen andern Zweck und kein anderes Ziel verfolgten, als die Gerechtigkeit zu Fall zu bringen.

Er segelte als Befehlshaber eines Guanoschiffes noch den Chincha-Inseln. Seine Mannschaft bestand aus tüchtigen Leuten, aber sein Steuermann, ein Neger, war sein Liebling, auf den hatte er seit Jahren schon all seine Bewunderung und Hochachtung gehäuft. Es war Capitän Ned's erste Reise nach den Chincha's, aber sein Ruf war ihm vorausgegangen, — der Ruf eines Mannes, der im Handumdrehen zum Kampfe bereit war, wenn man sich vor ihm aufspielte, und der kein dummes Zeug litt. Es war ein wohlverdienter Ruf. Auf den Inseln angekommen, fand er, daß das Tagesgespräch sich vor Allem um die Streiche eines gewissen Bill Noakes drehte, eines Eisenfressers, der Steuermann auf einem Handelsschiffe war. Dieser Mensch hatte ein kleines Schreckensregiment dort zu Wege gebracht. Um neun Uhr Abends wandelte Capitän Ned ganz allein bei Sternenlicht auf seinem Deck hin und her. Eine Gestalt stieg an der Seite herauf und näherte sich ihm. Capitän Ned sagte:

„Wer da?"

„Ich bin Bill Noakes, der beste Mann auf den Inseln."

„Und was wollt Ihr an Bord dieses Schiffes?"

„Ich habe von Capitän Ned Blakeley gehört, und einer von uns ist ein besserer Mann als der andere — bevor ich wieder ans Land gehe, will ich wissen, welcher von beiden."

„Da seid Ihr vor die rechte Schmiede gekommen — ich bin Euer Mann. Ich werde Euch lehren, ohne Einladung an Bord dieses Schiffes zu kommen."

Er packte Noakes, drückte ihn mit dem Rücken an den Großmast, zerdrosch ihm das Gesicht zu Brei und warf ihn dann über Bord.

Noakes war davon noch nicht überzeugt. Er kam in der folgenden Nacht wieder, holte sich ein neues Breigesicht und schoß wie früher kopfüber über Bord. Er war jetzt zufrieden.

Eine Woche nach diesem Vorfall saß Noakes Mittags lärmend bei einem Zechgelage mit einem Haufen Matrosen am Ufer, als Capitän Ned's farbiger Steuermann vorbeiging, und Noakes versuchte, einen Streit mit ihm vom Zaune zu brechen. Der Neger wich der Falle aus und versuchte bei Seite zu kommen. Noakes aber folgte ihm, und als der Neger zu laufen begann, feuerte Noakes ihm mit einem Revolver nach und erschoß ihn. Ein halb Dutzend See-Capitäne waren Zeugen der ganzen Geschichte. Noakes retirirte nun mit zwei anderen eisenfresserischen Kerlen nach der kleinen Hinterkajüte seines Schiffes und machte bekannt, daß augenblicklicher Tod Jeden erwarte, welcher dort einzudringen wage. Niemand machte den Versuch, den Schurken zu folgen. Man hatte keine Lust dazu und dachte in der That kaum an ein solches Unternehmen. Es gab keine Gerichtshöfe und keine Beamte, es gab keine Regierung, die Inseln gehörten zu Peru, und Peru war weit weg, es hatte keine offiziellen Vertreter auf diesem Grund und Boden, und ebensowenig hatte irgend eine andere Nation einen dort.

Capitän Ned indessen zerbrach sich über solche Dinge den Kopf nicht. Die kümmerten ihn nicht im Mindesten. Er kochte vor Grimm und begehrte zornvoll nach Gerechtigkeit. Um neun Uhr Abends lud er eine doppelläufige Flinte mit gehacktem Blei, fischte aus dem Raume ein Paar Handschellen, holte sich eine Schiffslaterne, rief seinen Quartermaster zu sich und ging ans Land. Er sagte:

„Seht Ihr das Schiff da drüben am Dock?"

„Ja wohl, ja wohl, Capitän."

„'s ist die Venus."

„Ja wohl, ja wohl, Capitän."

„Ihr — Ihr kennt mich?"

„Ja wohl, ja wohl, Capitän."

„Sehr wohl denn. Nehmt die Laterne. Haltet sie gerade unter Euer Kinn. Ich werde hinter Euch hergehen und den Lauf auf Eure Schulter legen, so daß die Mündung nach vorn steht — so. Haltet die Laterne hübsch ordentlich in die Höhe, so daß ich die Dinge vor Euch gehörig sehen kann. Ich werde auf Noakes losrücken und ihn beim Kragen nehmen und die anderen Lümmel zusammenschlagen. Wenn Ihr wankt oder weicht — na, Ihr kennt mich."

„Ja wohl, ja wohl, Capitän."

In dieser Ordnung gingen sie leise hintereinander an Bord des Schiffes. Vor Noake's Höhle angekommen, stieß der Quartermaster die Thür auf, und die Laterne zeigte die zwei verzweifelten Kerle, wie sie auf dem Boden saßen. Capitän Ned sagte:

„Ich bin Ned Blakely. Ich habe Euch in der Schußlinie. 's wird sich nicht von der Stelle bewegt, ohne Befehl — nicht mucksen, keiner von Euch. Ihr zweie da kniet in der Ecke nieder, die Gesichter nach der Wand — rasch. Bill Noakes, Ihr legt diese Handschellen an, jetzt näher heran. Quartermaster schließt ihn. Recht so. Nicht mucksen, Musjeh. Quartermaster, steckt den Schlüssel von außen in die Thür. Nun, Leute, werde ich Euch beide einspunnen, und wenn Ihr versucht, durch die Thür zu brechen — na, Ihr habt von mir gehört. Bill Noakes, Ihr geht vorneweg und nun vorwärts, Marsch! Alles in Ordnung, Quartermaster, schließt die Thür."

Noakes verbrachte die Nacht an Bord von Blakeley's Schiff als streng bewachter Gefangener. Früh am Morgen berief Capt. Ned alle Schiffs Capitäne im Hafen zusammen und lud sie mit seemännischer Feierlichkeit ein, um neun Uhr an Bord seines Schiffes zu erscheinen, um Zeugen zu sein, wie Noakes an der großen Raa gehenkt würde.

„Was! der Mann ist ja noch nicht in Untersuchung gewesen."

„Natürlich nicht. Aber hat er den Nigger nicht umgebracht?"

„Freilich hat er ihn umgebracht, aber Sie denken doch nicht daran, ihn ohne Untersuchung zu hängen?

„Untersuchung! Was brauche ich eine Untersuchung mit ihm anzustellen, wenn er den Nigger umgebracht hat?"

„O, Capitän Ned, das geht aber doch durchaus nicht an! Denken Sie doch nur mal, wie das klingen wird."

„Klingen wir zum Henker! Hat er mir den Nigger nicht umgebracht?"

„Gewiß, Capitän Ned — Niemand leugnet das, aber —"

„Na, dann werde ich ihn hängen, damit Punctum. Jedermann, mit dem ich gered't habe, red't in demselben Strich, wie Sie. Jedermann sagt, er habe den Nigger umgebracht, Jedermann weiß, er hat den Nigger umgebracht, und doch will jeder Satan von Euch, daß er darauf untersucht werden soll. Ich begreife eine solche verdammte Narrheit nicht. Untersuchung! Merkt wohl, ich habe nichts dagegen, daß eine Untersuchung gegen ihn angestellt wird, wenn es geschieht, um die Leute zu befriedigen, und ich werde selber dabei sein und mit drechseln und helfen, aber schiebt's bis zum Nachmittag auf, laßt's bis zum Nachmittag sein; denn ich habe ziemlich alle Hände voll zu thun bis nach der Beerdigung."

„Ei Tausend, was meinen Sie damit? Wollen Sie ihn auf jeden Fall hängen — und ihm erst hinterher den Prozeß machen?"

„Hab' ich denn nicht gesagt, daß ich ihn hängen will? Hab' in meinem Leben keine solche Leute gesehen, wie Ihr seid. Was macht das denn für einen Unterschied? Sie bitten um eine Vergünstigung und wenn Sie sie haben, sind Sie nicht damit zufrieden. Vorher oder hinterher ist all's eins. Sie wissen ja, wie die Untersuchung verlaufen wird. Er hat den Nigger umgebracht. Ja oder nein — ich muß fort. Wenn es Ihrem Steuermann gefiele, auch zum Hängen zu kommen, so bringen Sie ihn mit. Ich bin ihm gut."

Es gab Aufregung im Lager. Die Capitäne kamen in Corpore und machten Capitän Ned Vorstellungen, nicht so unüberlegt zu verfahren. Sie versprachen ihm, einen Gerichtshof zu bilden, der aus den bestbeleumundeten Capitänen bestehen sollte. Sie wollten ein Geschworenengericht zusammenstellen, sie wollten alles in einer Weise durchführen, wie sie sich für die ernste Natur der vorliegenden Sache gebühre, sie wollten der Anklage unparteiisches Gehör und dem Angeschuldigten eine gerechte Abartheilung verschaffen. Und sie sagten, es würde Mord und strafbar durch die amerikanischen Gerichte sein, wenn er beharrte und den Angeklagten auf seinem Schiffe hinge. Sie setzten ihm hart mit Vorstellungen zu. Capitän Ned sagte:

„Meine Herren, ich habe kein Brett vor dem Kopfe und bin nicht unvernünftig. Ich bin stets bereit, so weit das Recht zu thun, als ich kann. Wie viel Zeit wird es brauchen?"

„Wahrscheinlich nur eine kleine Weile."

„Und kann ich ihn vom Ufer nehmen und aufhängen, sobald Sie fertig sind?"

„Wenn seine Schuld bewiesen ist, sollte er ohne unnöthigen Aufenthalt gehenkt werden."

„Wenn seine Schuld bewiesen ist. Großer Neptun, ist er denn nicht schuldig? Das geht mir über die Hutschnur. Wahrhaftig, Sie wissen doch aber lange, daß er schuldig ist!"

Endlich überzeugten sie ihn, daß sie nicht die Absicht hätten, unter der Decke gegen ihn zu spielen. Dann sagte er:

„Na, gut denn, schon recht. Ihr geht hin und macht ihm den Prozeß, und ich werde hinuntergehen und sein Gewissen in's Schlepptau nehmen und ihn auf die Reise vorbereiten — sehr wahrscheinlich, daß er's nöthig hat, und ich habe nicht die Absicht, ihn ohne einen Wink von wegen des Jenseits fortzuschicken."

Das war ein zweites Hinderniß. Sie überzeugten ihn schließlich, daß der Angeklagte nothwendig vor dem Gerichtshofe erscheinen müsse. Dann sagten sie, daß sie eine Wache schicken wollten, um ihn abzuholen.

„Nein, Sir," erwiederte er, „ich bringe ihn lieber selber hin — er kommt nicht aus meinen Händen. Außerdem muß ich ja ohnehin auf's Schiff von wegen einem Stricke."

Der Gerichtshof versammelte sich mit gebührender Feierlichkeit, setzte eine Geschworenenbank zusammen und sah bald darauf Capitän Ned eintreten, der mit der einen Hand den Gefangenen führte und in der andern eine Bibel und einen Strick trug. Er setzte sich neben seinen Gefangenen hin und sagte zu dem Gerichtshof: „Nun den Anker lichten und Segel gesetzt." Dann warf er ein prüfendes Auge auf die Jury und entdeckte Noake's Freunde, die beiden Eisenfresser und Raufbolde. Er schritt auf sie zu und sagte zu ihnen vertraulich:

„Seht Ihr's, Ihr seid hier, um dazwischen zu treten. Jetzt stimmt Ihr ordentlich ab, hört Ihr's wohl? Sonst gibt's hier, wenn die Untersuchung vorbei ist, hier eine doppelläufige Untersuchungscommission und Eure Ueberreste werden in ein Paar Körben nach Hause gehen."

Diese Vorsichtsmaßregel war nicht ohne Frucht. Die Geschworenen waren einstimmig, ihr Wahrspruch lautete „schuldig."

Capitän Ned sprang auf seine Füße und sagte:

„Na, mein Junge, jetzt komme her — nun gehörst du mir, sei's, wie's wolle. Meine Herren, Sie haben Ihre Sache prächtig gemacht. Ich lade Sie allesammt ein, zu kommen und zu sehen, daß ich es ganz ordentlich besorge. Folgen Sie mir nach der Schlucht oben, eine Meile von hier."

Der Gerichtshof benachrichtigte ihn, daß ein Scheriff bestimmt worden, der das Hängen besorgen sollte, und —

Capitän Ned's Geduld war zu Ende. Seine Wuth war grenzenlos. Man ließ die Frage wegen eines Sheriffs wohlweislich fallen.

Als die Menge in der Schlucht ankam, kletterte Capitän Ned auf einen Baum und befestigte den Strick daran, dann kam er herunter und legte seinem Manne die Schlinge um den Hals. Er öffnete seine Bibel und that seinen Hut bei Seite. Er wählte ein Capitel auf's Gerathewohl aus und las es mit tiefer Baßstimme und aufrichtiger Feierlichkeit bis zu Ende. Dann sagte er:

„Junger Mensch, du bist im Begriffe aufzufahren und Rechnung über dich abzulegen, und je leichter jemandes Frachtbrief ist, soweit es sich um seine Sünden handelt, desto besser steht's um ihn. Erleichtere dein Herz und nimm ein Logbuch mit dir, welches die Prüfung nicht zu scheuen hat! Du hast den Nigger umgebracht?"

Keine Antwort. Eine lange Pause.

Der Capitän las ein zweites Capitel, wobei er von Zeit zu Zeit inne hielt, um die Wirkung zu verstärken. Dann hielt er ihm eine ernste, überzeugende Predigt, und schließlich wiederholte er die Frage:

„Du hast also den Nigger umgebracht?"

Keine andere Antwort als ein boshafter Blick von unten herauf.

Der Capitän las nun das erste und zweite Capitel des ersten Buchs Moses mit tiefem Gefühl — hielt einen Augenblick inne, schloß das Buch ehrfurchtsvoll und sagte mit merklichem saftigem Behagen an dem, was er geleistet:

„Na, da, vier ganze Capitel. 's wird nicht viel Leute geben, die sich mit dir so viel Mühe gegeben hätten, wie ich."

Dann zog er den armen Sünder in die Höhe und machte den Strick fest, blieb dabei stehen und wartete, die Uhr in der Hand, eine halbe Stunde, worauf er den Leichnam dem Gerichtshofe übergab. Ein wenig später, als er noch dastand und die regungslose Gestalt betrachtete, ging ein Zweifel über sein Gesicht; offenbar empfand er einen Gewissensbiß, eine schlimme Ahnung, und er, sagte mit einem Seufzer:

„Hm, am Ende hätte ich doch besser gethan, ihn zu verbrennen. Aber ich habe es besorgt, so gut ich's verstand."

Als die Geschichte von dieser Begebenheit Californien erreichte (es war in den „Anfangsjahren"), machte sie viel von sich reden, verminderte die Beliebtheit des Capitäns aber nicht im Geringsten. Dieselbe wuchs vielmehr dadurch. California hatte damals eine Bevölkerung, welche Gerechtigkeit in einer Weise „verübte" welche die Einfachheit und Urthümlichkeit selbst war, und wußte es daher zu schätzen und zu bewundern, wenn man anderswo dieselbe Methode befolgte.

Aus dem Leben des Präsidenten MacMahon

theilt das wohlunterrichtete Wiener Vaterland die folgende nicht uninteressante Episode mit:

Während eines Spätsommers gegen Ende der Dreißiger Jahre stieg im „Erzherzog Carl", einem der ersten Gasthöfe Wiens, ein französischer Capitän mit irländischem Namen ab. Er legte sofort die Reisekleider ab, zog, um im Laufe des Tages einige Besuche abstatten zu können, seine Gala-Uniform an und warf sich in einen Fiaker, um in das wogende Leben Wiens hineinzusegeln. Der schöne, stattliche, etwa dreißigjährige Mann fand in dem bunten Treiben der Hauptstraßen und Plätze bald genug Bewunderer und Gaffer, besonders weil er öfter aus dem Wagen stieg, um die luxuriösen Auslagekasten der Kaufmannsläden, die Monumente u. dgl. zu betrachten. Schließlich wandelte den ungeduldigen jungen Mann die Lust an, allein das bunte Gewühl der Straßengänger zu durchkreuzen, und so entließ er am Graben Fiaker und Lohndiener mit der Bemerkung, er werde sich schon allein nach seinem Gasthofe zurückfragen.

Unser junger Capitän fand sich bald völlig heimisch in dem eleganzschimmernden und mannigfaltig sich gestaltenden Promenadeleben, das den Graben und Kohlmarkt während der Mittagsstunde auszeichnete; kaum konnte er sich satt sehen an den üppigen und doch so graziösen Gestalten der lustwandelnden Wienerinnen, welche dem stattlichen Krieger eben auch keine Blicke des Hasses entgegenschleuderten. Dem Fremdlinge verstrich die Zeit mit rapider Schnelligkeit, ohne daß er es gewahr wurde, bereits aber machte sich die Leerheit seines Magens geltend und so beschloß er, zum „Erzherzog Carl" zurückzukehren um seine idealen Gefühlsaufregungen durch ein herzhaftes dejeuner a la fourchette in Etwas zu beruhigen.

Wie komme ich auf dem nächsten Wege zum „Erzherzog Carl?" fragte er endlich einen vorübergehenden, elegant gekleideten Herrn.

Der Angesprochene deutete ihm die nächste Straße an, welche er vorerst zu passiren hatte, sodann fand sich ein zweiter, der sogar die Freundlichkeit so weit trieb, sich ihm als Begleiter anzubieten. Zum Schlusse blieb der Fremdenführer vor einem imponirenden Gebäude stehen.

„C'est ici, Monsieur!" sagte er, sich zum Abschiede verbeugend und entfernte sich unter den verbindlichsten Danksagungen des Fremden.

Im Hause selbst schritt der Capitän das Stockwerk hinan, trat durch einen bedeckten Gang, kam durch eine Glasthüre und stand auf einmal an einem Vorsaale wo ihm einige sehr einfach bekleidete Diener mit stummer Höflichkeitsbezeugung empfingen.

Man öffnete ihm einen großen Saal, in welchen er jetzt eintrat. In demselben war die Tafel zum Diner hergerichtet, einfach geschmackvoll, mit etwa zwanzig Gedecken.

Der Capitän machte sich's in der Gala-Uniform so bequem als möglich, ließ sich auf einem der Stühle an der Tafel nieder und manövrirte für's Erste mit derselben glänzenden Tactik, mit der er bei der Belagerung von Antwerpen operirt hatte, in ein Quarre von Milchbrödchen hinein, während seine Rechte eine vor ihm aufgepflanzte Weinflasche in herzhafter Weise attakirte.

In demselben Augenblicke begann es im Saale lebhafter zu werden; es öffneten sich die Doppelthüren und eine größere Gesellschaft trat ein. Derselben voran schritt ein bürgerlich gekleideter Mann, hoch in den Sechszigern, in dessen edlem Antlitz sich eine ergreifende Mischung von Würde und liebevoller Heiterkeit abspiegelte, wobei sein feuriges kühnes Auge der Last der Jahre zu spotten schien. An seiner Rechten hing ein etwa dreizehnjähriges, grazienartiges, niedliches Mädchen mit elfenschlanker Taille und sinnig beredtem dunkelbraunem Auge — es war die Tochter des würdigen Alten, das merkte man auf den ersten Blick. Aber auch die nachfolgenden erwachsenen Kinder, ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen und drei Jünglinge von siebzehn bis einundzwanzig Jahren, wie ein tummelnder Knabe von eilf Jahren, trugen, im Antlitz und in dem ganzen äußeren Wesen die Züge des Vaters, die Milde und doch wieder durchdringende Schärfe des Blickes, Einfachheit und Adel der Repräsentation in jeder Bewegung.

Dieser Familie folgten noch einige ältere und jüngere Männer, die man in diesem Familienkreise für Lehrer, Erzieher und Secretäre hätte ansehen können.

So anspruchlos die hier flüchtig skizzirte Gesellschaft auch eintrat, der tactfeine Franzose fühlte dennoch die Veranlassung, sich vom Stuhle zu erheben und mit der den Franzosen eigenthümlichen respectvollen Nonchalance zu grüßen, welchen Gruß die sämmtlichen Gäste mit schlichter Einfachheit erwiderten. Nachdem die Familien noch einige Monate schweigend, in stiller Gebetbetrachtung stehend zugebracht und der Chef einem Diener einige Worte zugeflüstert hatte, nahm man die Plätze an der Tafel ein.

Die kräftige soupe aux fines herbes, welche gleich darauf servirt wurde, mußte dem Gaumen des französischen Capitäns sehr behagen, denn er reichte dem hinter ihm stehenden Diener den Teller behufs einer zweiten Auflage; so ging es auch mit den Zwischengerichten, mit den hingehauchten Omelettes, den feinen Ragouts und endlich mit dem köstlichen, in mancherlei Zubereitung präsentirten Rindfleisch. Der Capitän entwickelte einen beneidenswerthen Appetit und hielt sich nebstbei auch ganz wacker an die Bouteille des lieblichen Bordeaux la rose, die ihm ein geschäftiger Diener vorgestellt hatte.

An dem Theile der Tafel, welchen die Familie und ihr würdiger Chef einahm, ging es währendem keineswegs in stiller Einsylbigkeit her. Die jüngeren Mitglieder tranken freilich nur pures Wasser und die älteren stark gewässerten weißen Oesterreicher Wein, aber deshalb fehlte doch nicht die geistige Anregung zur belebten Unterhaltung. Zwar schienen zwischen dem Familienhaupte und den einzelnen Gliedern keine ceremoniellen Schranken gezogen; wenn aber der würdige alte Herr seine sonore Stimme in prägnanter Redeweise erhob, bewies man ihm allseitig eine lauschende Hingebung und die Augen Aller hingen mit dem Ausdrucke reinster Pietät an den kräftig beredten Lippen. Sogar der Capitän, welcher kein Wort deutsch verstand und sich gerade mit köstlichen cotteletes en rapilottes beschäftigte, fühlte sich durch den Schwung der Conversation angeregt. Er äußerte zu seinem Tischnachbar, daß er sehr bedauere, nicht deutsch zu verstehen, um an der heiteren, gewiß sehr geistreichen Unterhaltung theilnehmen zu können, eine Bemerkung, die dem Tisch präses nicht entging. Sofort brachte derselbe in leicht hingleitendem Französisch eine flüchtig hingeworfene Bemerkung, auf welches gegebene Signal die Conversation in leichtgeschürztem, elegantem Französisch fortgeführt wurde.

Diese gesellschaftliche Delicatesse erfreute sichtlich den Franzosen, er mengte sich in die allgemeiner werdende Discussion und bemerkte in höflicher Wendung:

Ich habe mich heute von dem feinen gesellschaftlichen Tacte der Wiener, von der gastlichen Liebenswürdigkeit derselben gegen Fremde recht kräftig überzeugt. Wohl hörte ich davon bereits in Paris sprechen, aber ich dachte dennoch nicht, daß der erste Tag meiner Ankunft in Wien und einige Augenblicke an einer Wiener table d'hote mir das stille, heitere Familienglück der Oesterreicher in so edlem Familienkreise erschließen würde."

Kaum war das Wort table d'hote seinen Lippen entschlüpft, so überflog ein leichtes, von dem Franzosen kaum wahrgenommenes Lächeln die Physiognomie der ganzen Gesellschaft; es ging aber wie ein Blitz vorüber, und nun bemächtigte sich das Oberhaupt der Familie und der Capitän beinahe ausschließlich der Conversation.

Der Franzose verrieth einen lebhaften, feingebildeten Geist, der Familienchef eine Fülle von Kenntnissen, selbst im Militärwesen und ein tiefes Eindringen in französische, politische und sociale Lebensverhältnisse. Bereits wurde das Dessert herumgereicht, der brausende Inquesson schäumte vor dem Capitän, man sprach vom Krieg und vom Frieden, der Franzose erzählte, daß bereits vor dreißig Jahren einige Mitglieder seiner Familie in Wien gewesen, aber auch der würdige alte Herr deutete an, er sei schon einmal „mit zahlreicher Begleitung" durch Paris gekommen. Der Franzose pries die Waffenthaten seiner Nation, rühmte aber auch den Muth, die Ausdauer, die Vaterlandsliebe der österreichischen Krieger, den Heroismus ihres großen Feldherrn, des Erzherzogs Carl von Oesterreich.

„Bah," endete er seine Lobrede scherzend, „damals hat Erzherzog Carl den französischen Militärs keinen so friedlichen Willkommen geboten, wie er jetzt durch das Hotel „Erzherzog Carl" zu Wien den französischen Gästen bereitet wird."

Nun erhob sich der jüngere Theil der Familie von der Tafel, grüßte freundlich die Zurückbleibenden, küßte dem Vater ehrerbietig die Hand und zog sich durch die offene Saalthüre zurück.

„Mein Herr!" rief der Capitän, mit dem Ausdrucke des tiefsten Ergriffenseins, „wie glücklich sind Sie, der Sie so anmuthige, kräftige und gewiß auch herzensgute Kinder besitzen! Wie doppelt glücklich, der Sie die Tage des Alters inmitten eines so blühenden Kinderkreises in stiller Freude genießen können. Wie glücklich aber auch die Kinder, welche einen sie liebenden Vater besitzen! Ich habe den meinen seit längerer Zeit verloren!"

Das überwallende Wehmuthsgefühl ließ den Capitän nicht ausreden; eine große Thräne rollte über seine Wange und, — als schäme er sich, die Tischgenossen zu Zeugen eines Gefühles zu machen, das für den Krieger zu weich erschien — stand er rasch auf und näherte sich einer Fensterwölbung, um hier wieder Fassung und Ruhe zu gewinnen. Als er sich nach einigen Minuten umwendete, war die Tischgenossenschaft verschwunden, was den Fremden abermals jenen Tact des Zartgefühles wiederfinden ließ, den er schon früher im ganzen Wesen dieser Gesellschaft bewundert hatte.

Tief bewegt durch die Erinnerungen, die er heraufbeschworen hatte, durch das Bild eines so reinen Familienglückes, das er hier geschaut, sowie durch die mannigfachen geistigen Aufregungen der hier verlebten paar Stunden, sehnte sich der Capitän in die freie Natur hinaus; er entfernte sich so rasch als er gekommen, auf demselben Wege, saß bald in einem Fiaker, der ihn in den reizenden Umgebungen Wiens herumführte, und kehrte erst bei einbrechender Nacht in das Hotel „Erzherzog Carl" zurück.

Am nächsten Vormittag ließ sich der erste Adjutant Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich beim französischen Capitän Grafen Maurice MacMahon melden. Nach den Bewillkommungshöflichkeiten eröffnete derselbe dem Franzosen:

„Se. kaiserliche Hoheit Erzherzog Carl, welchem Sie gestern die Ehre erwiesen, an seiner Familientafel theilzunehmen, wünscht, daß Sie auch noch für die Dauer Ihres Aufenthaltes in Wien ein gerngesehener Gast an seinem Tische sein mögen, an die Sie gestern sicher nur eine artige Laune des Zufalls geführt — wenn Ihnen anders die dort getroffene Gesellschaft und die österreichische Hausmannskost genügt."

Capitän Mac Mahon konnte anfänglich vor Ueberraschung und Bestürzung kaum ein erklärendes Wort finden, aber bald hatte sich den beiden Männern das Räthsel der heiteren Verwechslung gelöst. Noch am selben Tage wurde der Capitän dem österreichischen Helden vorgestellt und fand unter der Uniform des Generalissimus dasselbe edle, großmüthige Herz unverändert wieder, das ihn Tags vorher unter dem schlichten braunen Rocke so wunderbar angezogen hatte. Nach einige Male war der Franzose so glücklich, im Kreise dieser Edlen unvergeßliche Stunden erleben zu können.

David Friedrich Strauß.

Unter den verhältnißmäßig Wenigen der heute Lebenden, deren wissenschaftlicher Ruhm auch bei der Masse der Bevölkerung (?) durch die mächtige Entfaltung unseres nationalen und politischen Lebens keine Verminderung erfuhr, nimmt unstreitig David Friedrich Strauß die erste Stelle ein. Die Kühnheit, mit welcher der kaum 27jährige Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen die traditionelle Lehre über den „Welterlöser" Jesus Christus zu widerlegen unternahm, rief damals, in den selig stillen Zeiten der durch des Staatskanzlers Metternich Bemühen auf der Teplizer Conferenz neu geschaffenen Heiligen Allianz der drei Ostmächte, bei dem ängstlichen Verschließen aller Zugänge für frische, freie Lebensluft, einen wahren Sturm des Entzückens hervor bei Denen, welche wohl die Fesseln fühlten, in denen Deutschland lag, aber nicht die Kraft hatten, sie zu zerreißen. Damals, 1853, war die Veröffentlichung des „Leben Jesu" eine That wenn sie auch nur auf dem friedlichen Felde des Buchhandels geschah, und die hohen Verdienste des Verfassers um die geistige Entwicklung unserer Nation, um ihre Befreiung von geistiger Sklaverei sind so unbestreitbare, daß wohl Niemand im Ernste unternehmen wird, ihnen nur eine untergeordnete Bedeutung beizulegen. Die Emancipation der Geister hat in Folge dieses Buches einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan, wenn auch damals nur auf religiösem Gebiete. Zwölf Jahre später hat sich dann gezeigt, daß das Volk, welches sich reif genug fühlt, religiöse Tyrannei abzuschütteln, auch die politische nicht mehr ertragen kann — wer wagt es die entscheidende Gränze zu ziehen, über welche hinaus nichts mehr von dem Einfluß des Strauß'schen Buches sich geltend machte?

Daß der Verfasser selbst an eine so weittragende Bedeutung seines Werkes nicht dachte, ändert nichts an diesem Sachverhalt. Ein anderes ist es freilich, daß er sie nicht einmal wünschte, daß er bei der Mittheilung seiner gelehrten Forschungen nichts weiter im Sinne hatte, als die Lösung einer wissenschaftlichen Frage, die Befreiung seiner selbst von den auf ihm lastenden Zweifeln, und Eröffnung der Controverse darüber mit seinen theologischen Fachgenossen. Nicht im Entferntesten kam ihm in den Sinn, daß diese seine Ansichten populär werden, daß sie irgendwie eine praktische Bedeutung gewinnen sollten.

Strauß hatte seine ganze Jugend mit Ausnahme der Kinderjahre, in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, in den Stiften zu Blaubeuren und Tübingen zugebracht, und wer nur irgend einmal Einblick in das systematische, schulmäßige Bücherleben dieser berühmten schwäbischen Pflanzstätten der Wissenschaft erhalten hat, der wird es nur naturgemäß finden, wenn der Zögling und Bürger eines solchen Convikts sich keine Rechenschaft darüber ablegte, was eine von ihm veröffentlichte wissenschaftliche Abhandlung draußen in der Welt für Folgen haben würde. Strauß sagt selbst von sich, er sei nicht nur ein „Stiftler" gewesen, sondern er sei es immer noch, denn er habe nie gelernt, sich im Leben zurecht zu finden, wie Andere, die nicht im Stift, sondern im Freien aufgewachsen seien.

Aus jener halb klösterlichen Stiftszeit entspringt die betrübende Zwitterstellung, die Strauß mit der Zeit im öffentlichen wie im Privatleben einnahm. Innerhalb des Horizontes der Bücher und gelehrten Abhandlungen aufgewachsen, geistig in der kosmopolitischen Republik der Wissenschaft lebend, war er sehr unangenehm überrascht, als sich ungelehrte Laien erkühnten, die Frucht seiner mühsamen Studien verstehen und ihn dafür feiern zu wollen. Es überkam ihn eine Ahnung davon wie sein Buch sollte „ausgenützt", zu ihm ganz fremden Bestrebungen auf politischem Felde verwendet werden. Das widerstrebte dem Manne der geistigen Aristokratie, der nur an die Wissenschaft, nicht an sein Volk gedacht hatte und er verlieh dieser Bestimmung unter Anderm Ausdruck gegen jene Deputation von Stuttgarter Arbeitern, die ihn auf seiner Durchreise durch die Neckarstadt feierlich begrüßte und ihm für seine Verdienste um die religiöse Freiheit Dank sagen wollte, indem er antwortete: „Ich habe das Buch nur für mich geschrieben, nicht für Euch." Es war kein Diplomat, sondern ein eckiger, unweltläufiger Stiftler, der das sprach, weil er ärgerlich war, sich auf eine Bahn gedrängt zu sehen, die seinen innersten Neigungen ferne lag, die zu betreten nie seine Absicht gewesen war.

Noch einige ähnliche Vorkommnisse reichten hin, Strauß zu einem politischen Reaktionär zu machen, vielleicht ehe er selbst erwogen hatte, welchen Platz er im Kampfe der Parteien einnehmen solle. Damit aber war das Unglück seines Lebens vollbracht: Der politisch Conservative, zu Manteuffels und Metternichs Zeiten Conservative, und religiös Freisinnige passte nirgend, fand nirgend Gesinnungsgenossen. Die herrschenden Parteien hatte er durch sein Attentat auf die Kirche, sein Rütteln an den Grundsäulen derselben so verletzt, daß sie ihn mieden und seinen Beistand gar nicht wollten; seine Gesinnungsgenossen in Glaubenssachen hingegen waren entsetzt über seinen aristokratischen Hochmuth und seine Blindheit, die religiöse Freiheit von der politischen trennen zu wollen. Es dünkte ihnen nach und nach, als ob der Verfasser des Leben Jesu die praktischen Consequenzen der von ihm gewonnenen Erkenntniß hasse, als ob es ihm mehr um anziehende Uebungen zur Erprobung seiner Geistesschärfe, als um Hebung der Nation zu thun sei. Um diese Eindrücke zu verwinden, sich trotz dieser Inkonsequenzen an dem unermeßlich reichen Quell rein geistiger Genüsse zu laben, die Strauß als tiefer Kenner des Alterthums, gründlicher Forscher der klassischen Produkte früherer und gegenwärtiger Zeit, in der Literatur sowohl wie in der Kunst in guten Stunden bieten konnte, dazu gehörte ein wenigstens bis zu einem gewissen Grade ebenbürtiger Geist, ein Geschenk wie es die Götter nur Wenigen verleihen. So kam es, daß die Mehrzahl Derer, die für ihn schwärmten, ehe sie ihn kannten, ihre Bewunderung später in Haß verkehrte, denn sie waren auf die eine oder die andere Weise, persönlich oder in ihren Prinzipien verletzt worden — und daß die treuesten unter seinen freisinnigen Bewunderern diejenigen sind, die ihn nie von Angesicht zu Angesicht sahen.

Als betrübendes Gegenstück zu dieser unbefriedigenden Stellung im öffentlichen Leben läuft nebenher das häusliche Unglück, verschuldet durch die unbedachte Wahl des mit der Welt noch sehr unbekannten Stiftlers. Ein fast nur in der Studierstube lebender Theologie, der in der Musik seine Erholung sucht, wird von einer mit schöner Stimme begabten gefeierten Opernsängerin so begeistert, daß er beschließt, sie, die obendrein eine gläubige Katholikin ist, als seine Hausfrau in seine stillen Räume zu versetzen. Welche Ehe sollte nicht an solchen Gegensätzen scheitern? Leider kam bei der nun verstorbenen Agnese Schebest, bei großen natürlichen Anlagen, noch ein ungewöhnlicher Mangel an Verständniß für das innere Leben eines geistig hoch stehenden Mannes hinzu. Schon nach wenigen Jahren schied sie von ihrem Gatten, zwei kleine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, mit sich nehmend. Später, als der Vater Ansprüche auf den heranwachsenden Erben erhob, übergab sie ihm auch die Tochter, da sie die Kinder nicht trennen wollte. Beinahe dreißig Jahre lebte diese Frau von ihrem Gatten getrennt, aber nie willigte sie in eine gerichtliche Scheidung ihrer Ehe, und war durch keinen Spruch zu bewegen, ihn frei zu geben. So war Zwiespalt und Zerrissenheit in wie außer dem Hause dieses unendlich reich begabten Mannes Loos. Sie machten sich ihm um so drückender fühlbar, da er nie in der Lage war, in der Arbeit um des Lebens Nothdurft die eigene Sorge, den eigenen Kummer zu vergessen. In materieller Hinsicht sorgenlos sein ganzes Leben über, gehörte er zu den wenigen Beneidenswerthen, die bloß dann an die Arbeit gehen, bloß dann zur Feder greifen, wenn es sie drängt, Dies und Jenes mitzutheilen, von keinen andern Erwägungen geleitet, als dem eigenen Willen.

Diese Ausnahmsstellung mag wohl auch die meiste Schuld tragen an der Position, die Strauß dem Volke und seinen Forderungen gegenüber einnahm. Er hatte es selbst nicht erfahren, was es heißt, sich um des Lebens Nothdurft zu quälen und dennoch bei redlichem Streben von allen Seiten (ich spreche vom Zunftzwang der dreißiger und vierziger Jahre) eingeengt und gedrückt zu sein, darum hatte er auch kein Gefühl für Leiden, die er nicht kannte. Man mag wohl einwenden, daß solche Beurtheilung eine sehr gewöhnliche sei, daß es unter den von Geburt an mit Reichthum Gesegneten gar oft die eifrigsten Volksfreunde gebe, aber dann muß man auch einräumen, daß solche Liberale nach englischem Styl auch von Jugend auf zum Verständniß des Volkes und seiner Bedürfnisse erzogen wurden. Und solches ereignet sich in einem schwäbischen geistlichen Stift, wenn es auch ein protestantisches ist, eben so wenig, wie in irgend einem andern Konvikt.

Die unangenehmen Folgen der Strafversetzung, welche Strauß nach Veröffentlichung seines Hauptwerkes erfuhr — er wurde damals der Repetentenstelle am Tübinger Stift enthoben und zum Lehrer am Ludwigsburger Lyceum ernannt — paralysirte er einfach dadurch, daß er nach wenigen Monaten auf das neue Amt Verzicht leistete und nach Stuttgart übersiedelte. Er benutzte seine Zeit, um sich in seinen „Streitschriften" und „Zwei friedlichen Blättern" mit seinen Gegnern auseinander zu setzen. Im Frühjahr 1839 erfolgte die bekannte Berufung als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die Universität Zürich, der Folge zu leisten Strauß nie in der Lage war, da sie, besonders auf Anstiften des damals in seiner schweizerischen Heimath weilenden jetzigen badischen Geh. Rath und Professors der Jurisprudenz Bluntschli, Veranlassung zu einem Volksaufstand wurde, der nur durch die Pensionirung des erst Berufenen zu besänftigen war. Er behielt nun sein Domizil in Stuttgart und schrieb sein zweites Hauptwerk: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft." Dann nach längerer Pause im Jahre 1848 eine Flugschrift deren Titel schon zeigte, für welch' ein erlesenes Publikum der hoch gebildete Verfasser schrieb, wenn er sich auch von seiner Fachwissenschaft auf ein anderes Feld hinaus begab. „Julian der Abtrünnige, oder der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" war eine fein und scharf zugleich gezeichnete Paralelle zwischen dem römischen Kaiser Flavius und Julianus, der im vierten Jahrhundert öffentlich vom Christenthum zum Heidenthum zurückkehrte und Friedrich Wilhelm dem Vierten, der mit seinem katholisirenden Mysticismus das Reich Friedrich des Großen Rom wieder in die Arme zu führen drohte. Der Veröffentlichung dieser Schrift folgte die Aufstellung des Verfassers als Candidat für die Wahl zum deutschen Parlamente seitens seiner Vaterstadt. Daß dies ein Mißgriff war, wie die deutschen Wähler der 48er Jahre auf ihren Irrfahrten gar manche gemacht, zeigte sich, als Strauß im württembergischen Landtag, in welchen ihn die Ludwigsburger nach seiner Niederlage bei der Parlamentswahl sandten, eine entschieden conservative Haltung annahm. Seine entrüsteten Mandatgeber sandten ihm eine Mißtrauensadresse in Folge deren er im Dezember 1848 aus dem Landtage ausschied.

Nun war ihm aber der Stuttgarter Aufenthalt, in dem auch Heirath, häuslicher Unfriede und schließlich Trennung von Frau und Kindern gefallen, gründlich verleidet. Er sah sich nach einem andern Wohnort um und entschied sich für München, wo er hoffte, im Kunst und Musikleben und im Verkehr mit einigen nahen Freunden Ruhe und Vergessen zu finden. Dies war der erste Schritt zu dem Wanderleben, daß Strauß seitdem geführt hat, denn weder München noch Heidelberg, Köln oder Darmstadt, Berlin oder Heilbronn — kein Ort vermochte ihn so zu fesseln, daß er sein bleibend Quartier geworden wäre. Vor nun einem Jahre verließ er Darmstadt, um sich in seinem Geburtsort häuslich niederzulassen; eine schwere Krankheit hat ihn seitdem betroffen und weder er noch seine Freunde denken an die Möglichkeit einer völligen Genesung. Doch ist er auch jetzt noch thätig, wie er es seither gewesen. Verdanken wir ihm ja doch neben seinen Hauptwerken eine Reihe der mußerhaftesten Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte.

Als Biograph steht Strauß fast einzig da hinsichtlich der abgerundeten und dabei klaren Form seiner Darstellung. Man hat gar manches Mal an ihm gerügt, daß er kein schöpferisches, sondern nur ein kritisches Talent habe, ein Urtheil, an dem gewiß manches Wahre ist. Aber unbestreitbar sind solche Geisteserzeugnisse, wie wir sie von ihm besitzen, immer ein hohes Gut, ein Stolz der Nation. Als Abschluß von Strauß' kulturgeschichtlichen Studien kann wohl sein 1860 erschienener „Ulrich von Hutten" gelten, ein drei Bände umfassendes, aus gediegenster Forschung hervorgeganges Werk. Später kamen nur noch kleinere Beiträge, wie „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" und gesammelte „Kleine Schriften", bis der durch Renan' „Leben Jesu" hervorgerufene Kampf den alten Streiter noch einmal in's Feld rief.

Er veranstaltete eine Volksausgabe seines allerersten Werkes und begab sich nach und nach zum Bedauern mancher Freunde auf das Gebiete der Publicistik. In seiner Schrift: „Die Halben und die Ganzen" eiferte er eben so gegen die Leiter des Protestantentages wie gegen die Hengstenbergischen Orthodoxen, und das vor etwa einem Jahr erschienene neueste Buch: „Der alte und der neue Glaube" hat zwar viel Streit hervorgerufen, aber im Ganzen wenig Eindruck gemacht. Man legt es enttäuscht zur Seite, selbst die Freunde des Verfassers können nichts anderes thun, als sein alter Stiftsgenosse, der berühmte Aesthetiker Vischer, in dem eben veröffentlichten fünften Bande seiner „Kritischen Gänge": Sie nehmen ihre Stellung zu den erörterten Fragen und lassen den Leser durchblicken, daß ihrer Ansicht nach Strauß auf halbem Wege inne gehalten habe, daß er nicht kühn genug gewesen sei, die eigentlichen Consequenzen seines Denkens zu veröffentlichen. Doch all diese nebensächlichen Dinge werden schwinden und das Hauptwerk seines Lebens, das er in voller Kraft und mit vollem Feuereifer der Jugend schrieb, wird bleiben als einer der unverrückbaren Marksteine auf dem Wege der geistigen Entwicklung unserer Nation.

Japanesisches Theater in Wien.

Ueber die am 11. November in Wien von dem japanesischen Gesandten zur Feier des Geburtstages seines Kaisers veranstaltete theatralische Vorstellung berichtet die „Deutsche Zeitung" wie folgt:

Die Vorstellung fand in einem mit Flaggen und Blumen und den Bildern des Kaisers und der Kaiserin von Japan geschmückten Saale statt. Frau Watenabe, Gemahlin des ersten japanischen Gesandtschafts-Secretärs, machte hierbei mit der gewinnendsten Liebenswürdigkeit die Honneurs und ließ sich auch herbei, an den musikalischen Productionen, welche allerdings auf die europäischen Ohren einen etwas fremdartigen Eindruck machten, persönlich theilzunehmen.

Die Vorstellung begann mit einer jener Pantomimen, welche bei feierlichen Gelegenheiten in Japan aufgeführt zu werden pflegen. Ein Bauer findet ein prächtiges Gewand an einem Baume. Er ist glücklich über den Fund — da erscheint der regelmäßige Besitzer, ein Wesen aus einer höhern Welt, und begehrt es zurück, da er ohne dasselbe nicht mehr emporsteigen kann. Der Bauer läßt sich erbitten, jedoch unter einer Bedingung: der Geist oder Engel muß ihm zuerst vortanzen, wie er in seiner himmlischen Heimat zu tanzen gewohnt ist. Dies geschieht, der Geist mit seinem wiedergewonnenen Kleide steigt sodann auf einer Wolke zum Himmel und streut während seines Fluges eine Fülle von Schätzen auf die Völker der Erde aus. Die Musik, welche diese Pantomime begleitet, endet mit einem Preisgesang auf den regierenden Kaiser und seine Dynastie.

Die zweite Piece bildete ein Musikstück unter dem Titel: „Frühling der Pflaumenbäume." Der Pflaumenbaum, der am ersten blüht und den schönsten Frühlingsschmuck bildet, steht bei den Japanern in hohen Ehren, sie pflanzen ihn in Gärten und auf Promenaden in reichlichster Menge. Das Lied schildert die Wonne eines Spazierganges am Flusse, an dessen Ufern die Pflaumenbäume blühen und bunte Vögel die Zweige beleben, während Alt und Jung des Frühlings sich freut. Dieses Lied wurde, begleitet von zwei Guitarren, von drei Sängern vorgetragen.

Die dritte Piece bestehend aus Gesang und Tanz, stellt eine Episode aus dem Leben Yorikomo's, des ersten Shirgun, dar. Dieser war lange im Kampfe mit seinem eigenen Bruder Yoshitsune, welch' Letzterer schließlich unterlag, und nach der nördlichen Insel Jeso entfloh. Ein Officier des Siegers, berühmt wegen seiner Stärke, erhält den Auftrag, den Flüchtigen zu fangen und zurückzubringen. Er trifft ihn auch und kämpft mit ihm. Yoshitsune, ausgezeichnet durch seine Gewandtheit, weicht allen Streichen aus, bis der Gegner, des unnützen Kampfes müde, die Waffen wegwirft und ihn mit den Armen zu umfassen versucht. Allein auch das erweist sich als nutzlos, denn Yoshitsune entkommt. Der mimische Tanz stellt die Vorbereitung zum Kampfe und den Kampf selbst dar, während der begleitende Gesang die nöthigen Erklärungen gibt.

Die vierte Piece war ein mimischer Tanz. Ein kleiner Beamter aus der Provinz, sehr furchtsamen Naturells, hat die Hauptstadt besucht und erzählt von ihren Herrlichkeiten, aber auch von den furchtbaren Abenteuern, die ihm in der Nacht daselbst begegnet waren. Er war allein in einer Herberge und konnte aus Furcht nicht einschlafen; plötzlich kamen von allen Seiten aus den Wänden, aus dem Boden Gespenster hervor. Der japanische Mime wußte den Schrecken dieser Situation in so drastischer und überzeugender Weise darzustellen, daß seine wunderlich komischen, indeß immer maßvollen Geberden den Text entbehrlich machten.

Ein letzter Tanz mit Trommelbegleitung schilderte, wie der Geist eines in der Schlacht besiegten und getödteten Kriegers sich aus dem Grabe erhebt und den Kampf erneuert. Den Schluß bildete endlich ein komischer Tanz. Ein Bauer ist bei seiner Feldarbeit. Während er die Saat ausstreut, kommen die Raben und fressen ein Korn nach dem andern. Zuerst sieht er vergnügt zu, wie die Vögel sich gütlich thun, aber schließlich bemerkt er zu seinem Schrecken, daß die Raben Alles aufgefressen haben, und nun ergeht er sich in unnützen Vorwürfen an die Raben, daß sie gar nichts übrig gelassen, was später aufgehen könnte.

Die Gesellschaft trennte sich erst um 11 Uhr, befriedigt von dem interessanten Abend.

Amerikanische Trunksucht und deutsches Trinken.

Mit Ausnahme der letzten Stufe in der Carriere amerikanischer Staatsmänner, die so wenige erreichen können, und nach welcher fast Alle streben, ist Richard Yates so hoch als möglich gestiegen. Was seine Mitbürger an Vertrauen und Ehren auf ihn häufen konnten, haben sie mit verschwenderischen Händen auf ihn gehäuft. Und wozu reifte aller Ruhm und alle Ehre, mit denen er überschüttet wurde? Sie reiften zu einem vollkommen bestialischen Lebensende aus. Gouverneur Yates ergab sich der unbändigsten Trunksucht und war während seiner letzten acht Lebensjahre nur in seltenen Zwischenräumen nüchtern. Er versuchte hin und wieder seine elende Leidenschaft niederzukämpfen; legte verschiedene Male Temperenzgelübde ab, — allein es versagten ihm bei jedem Versuche zu seiner Erhebung die Kräfte, bis er am Ende keinen Versuch mehr wagte und sein Menschenbewußtsein in der gemeinsten Völlerei begrub. Ja, der unglückliche Mann wartete nicht erst ab, bis er — jeder Verantwortung wegen ihm anvertrauter Aemter ledig, — nur dem eigenen ich für seine Schande Rede zu stehen hatte, sondern er machte sich schon als Senator zum Trunkenbold, und bekleidete noch in seiner Todesstunde das ihm anvertraute wichtige Amt eines Eisenbahn-Commissärs.

Wäre Richard Yates das einzige Beispiel von gänzlicher Verkommenheit neben so hohen Ehren und so großer Verantwortlichkeit, so würden wir vermuthlich von dieser ekelhaften Ausnahme keine Notiz genommen haben. Allein so ist es nicht, und wenn auch so auffallende Fälle von Trunksucht in den höheren Regionen des öffentlichen Dienstes immer seltener werden, so ist doch tiefe sittliche Verwahrlosung unter den amerikanischen Beamtenstande in Folge von Trunkenheit eines der größten Leiden dieses Landes. Der Whiskey richtet fürchterliche Verwüstungen in den Beamtenfamilien an. Er ist die Schuld daran, daß fast alle Beamte arm sterben, ihre Familien in Noth zurücklassen und namentlich ihre Söhne schlecht erziehen oder aufsichtslos sich selbst oder genußsüchtigen Müttern überlassen.

Wir gehören bekanntlich nicht zu den Temperenzlern. Wir glauben nicht, daß Gelübde und Gesetze von der Krankheit der Trunksucht heilen, und sind nicht geneigt, den Genuß geistiger Getränke an sich für ein Unrecht, eine Sünde oder eine Krankheit zu halten. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und wir halten es mit dem großen deutschen Philosophen Kant, der selbst ein Muster aller Tugenden, in dem Freudenbedürfniß des menschlichen Herzens den vernünftigen Grund zum Genusse geistiger Getränke sah. Das einsame, thierische, ungesellige Trinken sieht Kant für eine Schande und für ein Verbrechen an; wogegen selbst ein Rausch in Gesellschaft fröhlicher und gebildeter Menschen ihm als ein verzeihlichen, ja heilsame Ekstase galt. Der große Denker und Beobachter hatte aber sicherlich von dem bestialischen, gedankenmörderischen, alle Lebensgeister abstumpfenden, entwürdigenden Trinken der amerikanischen „gebildeten" Stände keinen Begriff. In der Aufzählung der verschiedenen Arten von Räuschen in Kant's Anderopologie findet sich keiner der hier zu Lande üblichen Trunksucht ähnliche Species aufgeführt — aus dem einfachen Grunde, weil sie wenigstens nicht in nennenswerther Ausdehnung in Deutschland besteht oder zu Zeiten Kants bestand.

So wie hier der s. g. gebildete Mensch trinkt, trinkt der gebildete deutsche Mensch nicht; er trinkt, wenn er auch oft trinkt, dennoch ausnahmsweise; trinkt bessere und nicht in so geringen Quantitäten stark berauschende Getränke. Der Rausch ist für den gebildeten deutschen Menschen fast niemals eine Lebensregel; fast niemals das regelmäßige Complement eines leeren oder eines verarmten Kopfes. Er ist niemals das einzige Mittel für gebildete Menschen, um sich in eine freudige Ekstase zu versetzen und die Trübsal des Lebens vergessen zu machen, sondern in fast allen Fällen das Resultat der Geselligkeit und heiterer, gemeinschaftlicher Zusammenkunft von an Bildung sich gleichstehenden, in ihren Berufen treuen und würdigen Männern. Daß ein Beamter im Rausche sein Amt verwaltet, oder daß er es wegen seines Rausches nicht verwalten kann, gehört zu den unerhörten Vorfällen, denen unfehlbar — wenn sie jemals eintreten — die Strafe auf dem Fuße folgt.

Was hier die Menschen zum Laster der Trunksucht führt, ist die Folge einer Lücke in der Erziehung und Bildung fast aller öffentlicher Charaktere. Was ihnen fehlt — was nahe zu Allen fehlt — ist jene ästhetisch-sittliche Seite der Bildung, die sich als Würde im öffentlichen Leben bekundet. Bei dem praktischen Fertigmachen zu ihren Berufen wird, auf die ästhetisch-sittliche Richtung niemals Rücksicht genommen; daher scheinen sogar die hiesigen öffentlichen Menschen nur selten das zu sein, was sie anderswo wirklich sind. Hinter dem verstandesmäßigen Handeln und einem gewissen fadenscheinigen äußerlichen Anstand wirkt die ursprüngliche Rohheit ungebrochen fort und ihr nächster Ausfluß ist überall in der Welt die Trunksucht und Schlemmerei. So ist es in Ungarn und in Croatien, so in Dänemark und leider auch in diesem Lande.

Trügen nicht alle Zeichen, so ist dieses Leiden auch hier in der Abnahme begriffen und Männer wie Richard Yates werden wohl nicht mehr so häufig als bisher ein thatenreiches Leben durch viehische Trunksucht schänden. Das Beispiel eines solchen Endes nach einem solchen Leben müßte die amerikanische Jugend abschrecken, wenn irgend ein Leben diese Wirkung haben kann.

Das öffentliche Geheimniß

der fürstlichen Geburt Kaspar Hausers ist neuerdings vor aller Welt in einer Weise behandelt worden, welche aus dieser mysteriösen Affaire endlich ein völlig aufgeklärtes, unzweifelhaftes historisches Factum zu machen verspricht. Das Meyersche Werk hat eine Antwort und Widerlegung seitens Professors Daumer's erfahren, die Hörner und Zähne hat. Daumer publicirt u. a. handschriftliche Aufzeichnungen namhafter Freunde Hauser's unter denen auch Ludwig Feuerbach neben seinem Vater, dem berühmten Criminalisten, eine hervorragende Stelle behauptet. Eins der reichhaltigsten Capitel ist das mit F. bezeichnete, es schildert Naturell, Eigenheiten, Sitten und Gewohnheiten Hauser's in verschiedenen Zeiten seines Lebens zum Erweise seiner Wahrhaftigkeit. Demnächst wird von seinen Erinnerungen, Träumen, Visionen u. dgl. berichtet; dann werden seine Widersacher classificirt und einzelne charakterisirt, an ihrer Spitze jener englische Lord Stanhope, der sich erst zum Pflegevater des Findlings aufwarf, als solcher höchst verderblich auf ihn wirkte, hinterher sich mit seinen Feinden verband und endlich, sobald der junge Mann aus der Welt geschafft war, ihn selbst für einen Betrüger und sich für von ihm getäuscht erklärte. Stanhope hatte zugleich mysteriöse Verbindungen mit Karlsruhe. Daran schließt sich die Geschichte der Attentate an, die in Nürnberg und Ansbach auf den armen Verfehmten verübt sind, und denen er zuletzt zum Opfer fiel. Das vorletzte Capitel beleuchtet sehr eingehend „das sich im Hintergrunde bergende Mysterium." Bei dem überraschend plötzlich erfolgt sein sollenden Tode des Erbprinzen, zu dessen Sterbelager, ja zu dessen Leiche weder die Mutter, noch die Amme zugelassen wurden, bei dem ersten Unterbringen Hauser's in Ungarn, endlich bei dem Attentat auf ihn in Ansbach scheinen eine Anzahl nahmhaft gemachter Personen betheiligt gewesen zu sein, die zum Theil ein jähes Ende genommen haben (Irrsinn und Selbstmord). Wichtige Aussagen derselben sind aus den Acten verschwunden. Der Major von Hennenhofer, auf welchem der Hauptverdacht ruht, ist auch längst todt, aber er hat Memoiren hinterlassen, von deren früherer oder späterer Veröffentlichung man befriedigendsten Aufschluß hofft. Das Merkwürdigste ist, daß bereits im Jahre 1816, also lange bevor von Kaspar Hauser die Rede war, die Vossische Zeitung in Berlin in ihrer Nummer 138 vom 16 November einen Correspondenzartikel aus Paris brachte, wonach am 23 October 1816 eine Flasche im Rhein gefunden sein sollte, die eine Nachricht von dem gefangen gehaltenen Kinde in lateinischer Sprache abgefaßt enthielt. Die Unterschrift lautete: „Hanes Sprancio". Liest man statt „Hanes", da vielleicht absichtlich ein Schreibfehler gemacht worden „Hares" so ist dieser Name ein Anagramm für „CasperHauser". Der Rastatter Garnier, der als der Erste öffentlich die Identität Kaspar Hauser's mit dem Badischen Erbprinzen behauptete, will wissen, daß jene mysteriöse Nachricht vom Rastatter Pater Paulin herrühre, der bald nach der Veröffentlichung, 1810 auf der Landstraße ermordet gefunden ist.

Das letzte Capitel bringt noch mehrere interessante Einzelheiten über die Großherzogin Stephanie, wie über verschiedene Freunde und Gegner Hauser's nebst Nachweisen des Neuesten aus der in- und ausländischen Kaspar-Hauser-Literatur. Angehängt findet sich eine lithographirte Tafel mit Handschriften Reliquien und Zeichnungen Kaspar Hauser's. — Noch möge hier zur Beruhigung allzuängstlicher Politiker eine Erklärung Daumer's aus der Vorrede Platz finden. Nachdem er sich gegen all' und jede politische Tendenz in dieser Angelegenheit verwahrt hat, bemerkt er ausdrücklich, daß der Fall nach so vielen Jahren überhaupt alle politische Bedeutsamkeit und Bedrohlichkeit verloren habe. „Das regierende Fürstenhaus, das hier in Betracht kommt, steht fest, genießt die Achtung des Landes und ist jenen finsteren Geheimnissen durch Zeit- und Personenwechsel in der Art entrückt, daß ihm aus der Entschleierung derselben kein sachlicher Nachtheil und keine persönliche Kränkung mehr erwachsen kann. Die Sache gehört ganz nur noch der Geschichte an. Ich möchte fragen, ob es denn für das Gefühl des betreffenden hohen Hauses, welches, so viel man weiß, dieselbe Ueberzeugung hat, wie wir, nicht auch tief verletzend ist, wenn jenes unglückselige Glied desselben, das sogar die frappanteste Familienähnlichkeit in seinen Gesichtszügen darbot, in ein so häßliches und schimpfliches Licht gestellt wird, wie neuestens wieder durch das Meyer'sche Werk geschieht.

Deutsche Musik in Paris.

(Pariser Correspondenz der National-Zeitung.)

Alle Wagnerianer in Deutschland kennen den Director der großen Pariser „Concert populaires", Herrn Pasdeloup (zu deutsch: Wolfgang), als einen eifrigen Anhänger und Apostel der Zukunftsmusik. Dieser französische (?) Musiker betrachtet es als seine Mission, den Wagner-Cultus in Frankreich zu verbreiten. Auf dem Programme eines jeden seiner Concerte figurirte ein Wagner'sches Opus, und trotz allen Sträubens, trotz der Opposition der Musiker und des größten Theiles der Kritik hatte er beim Ausbruche des Krieges das Pariser Publicum beinahe „reif" gemacht. Nach dem Kriege war mit allen Deutschen auch Richard Wagner verpönt, und zwar umsomehr, als er einen dem Kaiser Wilhelm gewidmeten „Kaisermarsch" componirt und dazu allerhand „Unziemliches" über die Franzosen geschrieben hatte.

Es war im Oktober 1871, als ich Herrn Pasdeloup begegnete und über seine Concert-Projekte befragte. „Von Wagner" sagte er mir, „kann gar keine Rede mehr sein, und wird überdies kein lebender deutscher Componist von jetzt an auf meinem Programme figuriren." Zwei Monate später traf ich Herrn Pasdeloup auf dem Boulevard und zeigte ihm den Namen Lachner auf dem Programme seines nächsten Concertes, indem ich ihn an seinen Schwur hinsichtlich der lebenden deutschen Componisten erinnerte. Herr Pasdeloup erwiderte: Lachner kann noch am Leben sein, aber ich brauche es nicht zu wissen, und mein Publicum weiß es sicher nicht."

Diesem ersten Zugeständniß, welches der Patriot dem Musiker machen mußte, sollte ein Jahr später ein weiteres folgen. Vor etwa einem Jahre kündigte der Zettel den „Hochzeitsmarsch" aus „Lohengrin" an. Aber sofort erhoben die Journale einen Höllenlärm, veröffentlichten Briefe von Mitgliedern des Orchesters, die gegen die Vergewaltigung ihres Patriotismus protestirten, und auf der Generalprobe verweigerten Violinen und Bässe, Flöten und Trompeten ihren Dienst. Herr Pasdeloup war gezwungen, nachzugeben und der „Hochzeitsmarsch" wurde vom Programme gestrichen.

Doch der Director der Populären Concerte ist hartnäckig, als wenn er ein wirklicher Deutscher wäre. Kürzlich fand das zweite Concert der Saison statt und die letzte Nummer des Programms bildete die Ouverture des „Tannhäuser." Der große Circus war gedrängt voll, kein Platz war frei, und unter den Anwesenden befanden sich alle bekannten Dilettanten und Kritiker, die Enthusiasten und die Gegner des deutschen Meisters. Wie man erfuhr, hatten auf der Generalprobe ganz wie im vorigen Jahre die Musiker sich geweigert, die Wagner'sche Composition zu spielen. Diesmal hatte aber Herr Pasdeloup in entschiedener Weise erklärt: „Spielen oder austreten!" und die Herren hatten sich gefügt bis auf drei Contrabässe unerbittliche Patrioten, welche ihres Weges zogen. Als Herr Pasdeloup den Taktstock schwang, und die herrliche Ouverture begann, herrschte lautlose Stille, dann ein vereinzeltes Pfeifen, das aber sofort zur Ruhe verwiesen wurde. Kaum war die letzte Note verklungen, als ein entsetzlicher Lärm losbrach: ein Zischen und ein Pfeifen, gemischt mit Bravogeschrei und wüthendem Klatschen, ein wahrer Höllenscandal. Aber das Zischen und das Pfeifen wurde immer schwächer, die Bravos und das Klatschen immer vorherrschender, und schließlich wurde sogar von der großen Mehrzahl die Wiederholung der Ouverture verlangt. Neben, vor und hinter mir saßen Herren und Damen, welche zuerst entsetzlich pfiffen, aber bald ihr Pfeifen einstellten und Bravo! riefen. Als ich meinen Nachbar wegen dieses sonderbaren Beginnens fragte, antwortete er mir: Les sifflets sont pour le Prussien, les applaudissements sont pour le Compositeur." (Das Pfeifen ist für die Preußen, das Klatschen für den Componisten.)

Und so ist die Wagner'sche Musik wieder in Paris erlaubt.

Ein Moses in Trubel.

Aus Süd-Carolina wird gemeldet, daß dem Gouverneur Moses in Aussicht steht, wegen Corruption in Anklagestand versetzt zu werden. Schon seit geraumer Zeit hatte man sich den Kopf darüber zerbrochen, woher Moses, der bei seinem Amtsantritt ein armer Teufel war, die Mittel zu dem fürstlichen Aufwande nimmt, den er macht. Das Räthsel ist nun gelöst. Im Dezember v. J. bewilligte die Staatsgesetzgebung $325,000, um damit die Gesellschaft zu bezahlen, welche die Druckarbeiten für den Staat besorgt. Man wollte damals wissen, Gouverneur Moses habe sich geweigert, die betr. „gemeinsame Resolution" zu unterzeichnen, wenn er nicht $40,000 von [illegible] Gelde erhalte. Die Druckerei-Gesellschaft hat erklärt, daß ihr von dem Gelde nur sehr wenig blieb, nachdem sie die Politiker befriedigt hatte. Auf die hier gedachte Transaktion soll sich das „Impeachmentverfahren" gegen Moses gründen.

Die erste Liebe eines Präsidenten.

In Molo, Iowa, lebt eine Frau, welche einst die Braut von James Buchanan, späterem Präsidenten der Ver. Staaten war, aber sich schließlich weigerte, ihn zu heirathen, in zwar glücklichen, aber bescheidenen Verhältnissen. Buchanan vergaß seine erste Liebe nie, und starb als Junggeselle.